

INITIAL

Die feinste Antiquitätenmesse auf der Welt, die Tefaf in Maasricht, hat ein Problem – und das sind die Besucher. Es sind nicht, wie man meinen könnte, zu wenige Besucher, unter denen die elegante Frühjahrsmesse für Kunst und Antiquitäten leidet, sondern zu viele: 84 000 Gäste sind im Vorjahr gekommen. Dem diskreten Geschäft ist es jedoch abträglich, wenn sich Herden Schaulustiger durch die Gänge zwängen, vorbei am Inventar aus Schlössern und an seltenen Stücken aus großbürgerlichen und aristokratischen Häusern.

Der europäische Adel möchte sich von Zeit zu Zeit von Diamentencollisiers und Silberlöffeln trennen und findet in der Tefaf einen geeigneten Ort, die Erbstücke zu verhöfeln. Auch an Marmorbüsten der Griechen, Bronzerüstungen der Alten Römer und Mumien der Ägypter sieht man sich irgendwann satt. Auch sie lassen sich in Maastricht in bare Münze umtauschen. 500 Millionen Euro sollen im Vorjahr während der zehn Messtage umgesetzt worden sein.

Herren mit Seitenscheitel und Stecktuch, Damen im Chanel-Kostüm wurden beim Zücken von Kreditkarten aus Gold und Platin gesehen – gern gesehen. Sie fallen ins ideale Gästeprofil der „großzügig betuchten Besucher“, die sich die Messe wünscht. Die weniger großzügig Betuchten sind entsprechend weniger willkommen. Diejenigen, die mit dem Privatjet am Aachen-Airport landen – zu Tefaf-Zeiten erhöht sich dort der private Flugverkehr um das Elfache auf rund 200 Jets – sind sehr willkommen. Die Billigflieger aber sollen daheim bleiben – oder wo der Pfeffer wächst.

Die Messemanager haben den Eintritt für die nächste Tefaf, die am 9. März beginnt, auf 55 Euro plus Katalog erhöht, um uns außen vor zu halten. Eigentlich sollten wir Billigflieger-Benutzer den Messemanagern ein Schnippchen schlagen – und erst recht kommen, nur um zu gucken, denn die Tefaf ist ein Erlebnis für alle. jdb

Künstler Jules Olitski gestorben

Der amerikanische Maler und Bildhauer Jules Olitski, ein prominenter Vertreter der abstrakten Kunst, ist im Alter von 84 Jahren in New York gestorben. Der gebürtige Ukrainer erlag nach Angaben seiner Tochter am Sonntag einem Krebsleiden, berichtete die „New York Times“. Olitski hatte sich in den sechziger Jahren einen Namen als Vertreter der sogenannten Farbfeldmalerei gemacht, die auf die Wirkung von großen, homogenen Farbflächen setzt. In den siebziger Jahren wandte er sich stärker der strukturellen Malerei und Metallarbeiten zu.

Olitski war ein überaus produktiver Künstler, der seine Werke weltweit in mehr als 150 Einzelausstellungen präsentierte. Heute sind seine Bilder in vielen großen Museen zu sehen – zum Beispiel im Metropolitan in New York, im Guggenheim-Museum und im Museum of Modern Art. Das Urteil der Kritiker ist inzwischen gespalten. Einige sehen in ihm einen wichtigen Wegbereiter des Minimalismus, andere werfen ihm einen rein dekorativen Ansatz vor. dpa

Brandauer ist Steins „Wallenstein“

Klaus Maria Brandauer wird die Titelrolle in Peter Steins „Wallenstein“-Inszenierung in Berlin spielen. Premiere der Trilogie von Friedrich Schiller ist am 19. Mai in der Preuss-Halle, der ehemaligen Kindl-Brauerei in der Werbelinstraße in Neukölln, teilte das von Claus Peymann geleitete Theater am Montag über das „außergewöhnliche Theaterspektakel“ mit. Jeweils an einem Tag werden alle drei Teile ab 14 Uhr mit einer Aufführungsdauer von etwa zehn Stunden gezeigt. Die „Wallenstein“-Trilogie ist nach der auf der Expo 2000 in Hannover vorgestellten 27-stündigen Mammutinszenierung von Goethes „Faust I und II“ ein seit Jahren verfolgtes Theaterprojekt von Stein. dpa

Steinzeitcamp im Rheinland entdeckt

Archäologen im Rheinland haben erstmals die Spuren eines 120 000 Jahre alten steinzeitlichen Camps entdeckt. Einen derartigen Fund habe es in der Region bisher nicht gegeben, sagte Denkmalpfleger Jürgen Thissen am Montag in Bonn. Im vergangenen August seien er und seine Helfer im Braunkohletagebau Inden auf die Grundrisse von drei Behausungen gestoßen. Zwischen den Grundrissen seien auch zwei Feuerstellen mit Feuerspuren in Form von Holzkohlen und wenig verziegeltem Lehm gefunden worden. Zudem seien über 600 Steingeräte und ihre Herstellungsfälle freigelegt worden. dpa

VON RAINER WAGNER

Es war ein Abend der Paradoxie: Unaufgeregtheit produzierte Aufregung, Widersprüchliches wirkte plötzlich eindeutig. Daniel Barenboim bescherte beim Gastspiel seiner Staatskapelle Berlin im hannoverschen Kuppelsaal dem begeistert mitgehenden Publikum eine jener Erfahrungen, die lange nachwirken.

Darauf konnte man hoffen, aber fest damit rechnen durfte man nicht unbedingt, denn Barenboim neigt als Interpret gelegentlich zur Inkonsistenz. Der Weltstar und Weltenbürger kann als Pianist und als Dirigent unbeständig bis unberechenbar sein. Wer ihn oft gehört hat, mag zur Bilanz kommen, dass auf einen exorbitanten Auftritt einer kommt, der



Ökonomisch: Daniel Barenboim. rtr

ratlos macht, und dazwischen fünf, sechs Konzerte oder Opernabende liegen, die uneindeutige bis gegensätzliche Reaktionen provozieren. Sein Pro-Musica-Konzert am Sonntagabend aber war einer

der ganz außerordentlichen Abende! Barenboim war ganz bei sich selbst, er musizierte hoch konzentriert, aber nie verkrampt. Er musste sich und uns nichts beweisen und legte gerade deshalb Zeugnis ab für die Unmittelbarkeit des musikalischen Ausdrucks. Schon Arnold Schönbergs Variationen für Orchester op. 31 ließ Barenboim musizieren, als wolle er den Neuerer ganz bewusst einbinden in die Musiktradition: Man kann dieses komplexe Werk strenger nehmen, kann die Konstruktion bloß legen. Barenboim aber machte aus der Kopfarbeit eine Herzenssache und ließ die Staatskapelle Berlin sinnlich aufspielen. Das war klangvoll und glanzvoll, versöhnte auch hartnäckige Schönbergs-Skeptiker und machte mächtig gespannt auf seine Mahler-Ausdeutung.

Was macht eine Interpretation außerordentlich? Dass sie entwarf. Dass zwar die vergleichende Erfahrung einem leise zuflüstert, dass man das alles auch anders machen könnte, aber gleichzeitig die Unmittelbarkeit des Musizierens den Eindruck erweckt, zumindest in diesem Augenblick könne das alles gar nicht anders sein. Dann führt der Trauermarsch, mit dem Mahlers 5. Sinfonie beginnt, zielstrebig zu einer Aufforderung zum Tanz.

Vor zehn Jahren hat Barenboim diese Sinfonie in Deutschland mit dem Chicago Symphony Orchestra gespielt, dessen Chef er lange Jahre war: Das war brillant, aber doch auch inszenierte Romanantik. Dem chrompolierten Sound aus Chicago stellt Barenboim jetzt mit der blendend aufgelegten Staatskapelle Berlin

Wärme, sonore Streicherfülle und mattgoldenes Blech gegenüber.

Barenboim lässt die Musik sich entfalten, ist ein sehr ökonomisch agierender Dirigent, der sich oft zurückhalten darf und dennoch Ausdruck schafft und Eindruck macht. Strenge ist nicht unbedingt sein Ziel, aber den Expressionismus weiß er klug zu zügeln. Mahlers musikalisches Maskenspiel gerät dabei manchmal etwas eindeutiger, als es wahrscheinlich gemeint ist, doch wie Barenboim das Adagio langsam, aber nicht schleppend aussingen und ausklängen lässt, das gibt dem viel zitierten Stück alte Frische zurück und steht für jene Authentizität, mit der Barenboim an diesem Abend sein Publikum in den Bann zog: Es gab langen und lauten Jubel und Standing Ovationen.

Aufforderung zum Tanz

Sinnlicher Schönberg, machtvoller Mahler: Daniel Barenboim triumphiert mit der Staatskapelle Berlin in Hannover

Generation Golf

Gerade noch hat sich Angela Merkel in Abu Dhabi umgeschaut.

Ob sie die Metropole beim nächsten Besuch noch wiedererkennen wird? Die Wüstenstadt investiert Milliarden in spektakuläre Kulturprojekte – und die Globalisierung erreicht eine neue Dimension.

VON JOHANNA DI BLASI

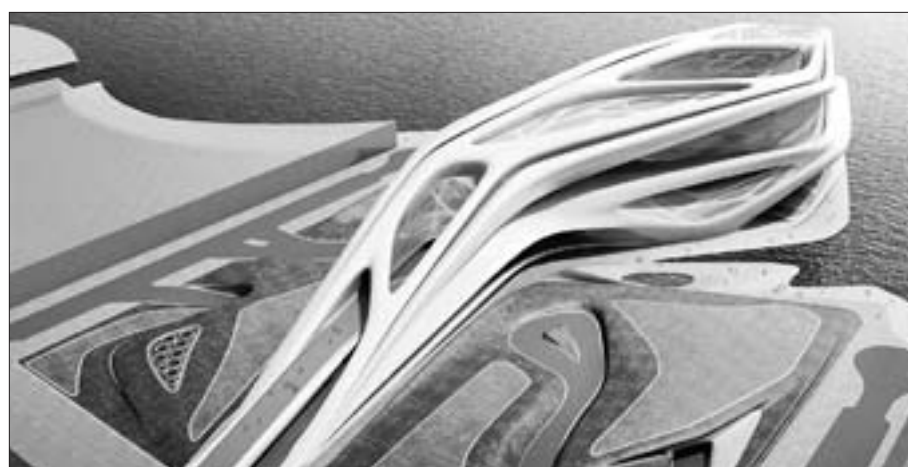
Wer hätte das gedacht? Abu Dhabi, die Glitzermetropole am arabischen Golf, soll das neue Kunstmecca werden. Bis in die 1960er Jahre bestand der Ort überwiegend aus simplen Palmblatthütten ohne Elektrizität und Kanalisation. Vierzig Jahre später wollen sich die Herren über die viergrößten Öl- und fünfgrößten Gasreserven der Welt eine gigantische Museumsinsel leisten.

Wie in der Musikgeschichte eine Zeit lang alle Domingo, Pavarotti und Carreras singen hören wollten, so sind es auch in der Architektur immer die gleichen Verdächtigen, die bei Großprojekten zum Zug kommen. Vier große Kunsttempel sollen von vier internationalen Stararchitekten – Frank O. Gehry, Jean Nouvel, Tadao Ando und Zaha Hadid – in den kommenden Jahren in der Hauptstadt der Vereinigten Arabischen Emirate (VAE) gebaut werden. Zudem ist, wie jetzt bekannt wurde, ein Biennale-Areal mit 19 internationalen Pavillons nach dem Vorbild der über hundert Jahre alten venezianischen „Giardini“ geplant. Sogar ein Kanal ist vorgesehen – genau wie in Venedig.

Im „Las Vegas“ am Golf dürfen natürlich auch Luxushotels und Shopping Malls nicht fehlen. All das soll auf eine 27 Quadratkilometer große Insel mit dem Namen „Insel der Glückseligkeit“ („Saadiyat Island“) gepackt werden und die globale Kulturschickeria mit ihren Privatjets und Jachten zum Zwischenstopp in den Emiraten bewegen. Der Ausdruck „Generation Golf“ bekommt hier eine neue Bedeutung.

Besonders spektakulär und umstritten ist der geplante „Louvre Abu Dhabi“ von Jean Nouvel, Gestalter des Expo-2000-Themenparks „Zukunft der Arbeit“ in Hannover. Spötter reden auch vom „auf Sand gebauten Louvre“. In Frankreich ist vielen aber das Lachen vergangen. Man fürchtet einen Ausverkauf der nationalen Kultur. Hunderte Kunstobjekte aus Paris sollen für zunächst 20 Jahre in die Wüste geschickt werden. Allerdings achten die Scheichs darauf, dass die importierten Kunstwerke mit religiösen und nationalen Gepflogenheiten kompatibel sind. Also keine „Odaliske“ von Boucher, auch wenn diese einem orientalischen Harem entstammt.

Während sich das benachbarte Dubai zu einem Sport-Dorado mausert – allein das deutsche Architektenbüro von Gerkan, Marg und Partner, das jüngst durch den Berliner Hauptbahnhof und die damit verbundenen Pannen in die Schlagzeilen geriet, darf in Dubai vier riesige Sportarene errichten – setzt man in Abu Dhabi auf den „Bilbao-Effekt“. Im spanischen Bilbao hat eine spektakulär verpackte Kunstattraktion – Frank O. Gehrys Guggenheim-Museum – das Image einer ganzen Region aufpoliert. Rund 700 000 Besucher pilgern jährlich in die wenig attraktive und in der Vergangen-



Glashaus in der Wüste: Zaha Hadids Entwurf für ein Performing Arts Center.



Einstürzende Neubauten: Frank O. Gehrys geplantes „Guggenheim Abu Dhabi“.



Landmarke an Wasserfront: Modell von Tadao Andos Maritim-Museum. TDIC

heit vom ETA-Terrorismus gebeutelte nordspanische Stadt, seit es dort das Museum gibt.

In Abu Dhabi soll Gehry einen 30 000 Quadratmeter umfassenden Museumskomplex für den Guggenheim-Konzern errichten. Daneben ist ein amöbenförmiges Kulturcenter der iranischstämmigen Architektin Zaha Hadid geplant, einer Spezialistin für urbane Entertainment-

Architektur. Der Bau soll Konzertsäle, eine Oper und zwei Theatersäle beinhalten. Der dem Minimalismus und dem Zenbuddhismus verpflichtete japanische Architekt Tadao Ando soll den Reigen der Golfmuseen mit einem Meeresmuseum ergänzen.

Bemerkenswert an den spektakulären architektonischen Entwürfen ist ihre Austauschbarkeit. Auf der ganzen Welt

fallen die Arbeiten der Architektenstars ähnlich aus. Jegliche Kontextsensibilität und Bezugnahme auf lokale und historische Besonderheiten, mit denen sich die Postmoderne in ihren Anfängen vom Stil der internationalen Moderne abgrenzte, sind endgültig abgestreift. Ihre kulturelle Ortslosigkeit macht diese Architekten globalisierungstauglich – aber das ist schwerlich ein Fortschritt. Riesige Glasfassaden in der Wüste – das klingt nicht gerade nach einer zeitgemäßen architektonischen Antwort auf den Klimawandel.

2012 sollen die ersten Attraktionen eröffnet werden, 2018 möchten die Bauherren die Museumsinsel abschließen. Scheich Khalifa Bin Zayed Al Nahyan, der Präsident der VAE und Herrscher von Abu Dhabi, spricht von der „größten Konzentration kultureller Erfahrungsräume“.

Tatsächlich kündigen sich hier neue Dimensionen kultureller Globalisierung an. Nachdem sich der Westen jahrhundertlang außereuropäische Schätze angeeignet hat, scheinen auf einmal exotische Weltgegenstände unsere kulturellen Güter abzusaugen. Abu Dhabi ist erst der Anfang. In China sollen in den nächsten Jahren 1000 Museen aus dem Boden gestampft werden – auch die wollen gefüllt werden.

In den alteuropäischen Kulturnationen stoßen die neuen Museumsaspiranten bislang auf offene Arme. Längst ist nicht mehr nur das private Guggenheim-Imperium darauf erpicht, Zweigstellen nach dem Muster von Franchise-Ketten zu bilden. Die staatliche Sankt Petersburgs Eremitage kooperiert mit dem Guggenheim-Museum und hat Ausstellungsräume in Amsterdam, London und Las Vegas. Das Pariser Centre Georges Pompidou, das in diesem Jahr 30-jähriges Bestehen feiert, orientiert sich nach Schanghai.

„Wir dürfen angesichts der sich globalisierenden Welt keine Provinz bleiben“, sagt ausgerechnet der Direktor des mitten in Paris gelegenen Centre Georges Pompidou, Bruno Racine. Man hat also sogar im stolzen Paris Sorge, in den Windschatten der Globalisierung zu rutschen, gemäß den Befunden von Historikern wie Karl Schögel, die rasante Verschiebung diagnostizieren: Zentren werden zu Peripherien, und periphere Orte können zu globalen Zentren aufsteigen, wenn sich dort Kapital konzentriert.

Die Multiplikation von Museen und ihr Verlangen, internationale Ableger zu bilden, um global präsent zu sein, sind Ausdruck eines forcierten Kampfes um Aufmerksamkeit. Da scheint es fast einer naturgesetzlichen Logik zu erwachsen, dass Kultur zur Touristenattraktion wird. Für Touristen aber gilt zunehmend, was der Philosoph Boris Groys festgestellt hat: „Wo wir auch hinkommen – wir sehen Vertrautes. Das Fremde finden wir nicht mehr.“ Wo wir in Zukunft auch hinreisen werden, wir werden die Museen bereits gesehen haben – und enttäuscht sein.

Mutprobe

„Die Mitte der Welt“ im Jugendtheater des Ballhofs

VON KERSTIN HERGT

Nackte Tatsachen auf der Bühne sind durch das Regietheater eine Selbstverständlichkeit geworden – wenn auch keine unumstrittene. Dass Schüler im Jugendtheater vor mehr als hundert Zuschauern ihre Blöße zeigen, ist allerdings keine Selbstverständlichkeit. Der 19-jährige Moritz Löwe beweist Mut, indem er sich in der Eröffnungsszene des Stückes „Die Mitte der Welt“ auf der Bühne des kleinen hannoverschen Ballhofs nackt auf einem Matratzenlager räkel.

Das jüngste Spielprojekt des Jugendtheaterklubs „freestyle“ des Schauspielhauses ist ein Beweis dafür, dass Jugendtheater nicht nur Spaß am Spiel bedeutet, sondern seinen Darstellern das Erarbeiten komplexer und nicht selten unpopulärer Rollen abverlangt. „Die Mitte der Welt“ nach dem Roman von Andreas Steinhöfel dreht sich um einen Jungen, der mit seiner lebenswert-durchgeknallten Mutter und seiner Zwillingsschwester in einem verfallenen Haus am Rande einer Kleinstadt lebt. Der 17-jährige Phil (Moritz Löwe) entdeckt früh, dass Jungen ihn mehr als Mädchen interessieren und verliebt sich in Nicholas (wunderbar arrogant: Nicolaas van Diepen). Der wiederum betrügt Phil mit dessen bester Freundin Kat (kess und quirlig: Nora May).

Dahinter steckt eine humorvolle Erzählung mit episodenhaften Geschichten über Freundschaft und Liebe. Ob Mutter (herrlich verzweifelt: Judith Kassat), Schwester (schön trotzig: Katherine Halbach) oder Phils Freunde – jeder hat sein eigenes Geheimnis. Vieles bleibt auch zum Ende des Stückes hin rätselhaft, so etwa das Schicksal von Phils Vater. Das mag manchen Zuschauer stören, ist jedoch für die Haupthandlung nicht entscheidend. Nicht alle Fragen auf der Bühne zu beantworten, macht es auch der Regie (Marco Storman) leichter, die facettenreichen Romanvorlage zu konzentrieren.

Um Dialoglücken auszufüllen, lässt Storman seine Darsteller vor einer kellerartigen Kulisse aus Regalen mit Einmachgläsern (Ramona Rauchbach) auch aus dem Buch rezitieren. Das macht das Geschehen nicht nur anschaulicher, sondern gibt auch der poetischen Sprache Steinhöfels noch mehr Raum.

Wieder am 9. März um 20 Uhr im Ballhof zwei. Karten: (05 11) 99 99 11 11.

Klanggewalt

Blechbläser aus Rouen und Niedersachsen in Hannover

VON DANIEL BEHRENDT

Seit nun mehr 40 Jahren gibt es die Städtepartnerstadt zwischen Hannover und Rouen, der Kapitale der Haute-Normandie. Doch sicht- und spürbar wird sie nur selten. Wie gut, dass es nun punktlich zum vierzigsten Jubiläum einige Konzerte und Ausstellungen gab, die ein wenig zur Profilierung der Städtepartnerschaft beitragen konnten. Krönendes Finale der Veranstaltungsreihe war ein Festkonzert, für das sich das Ensemble de Cuivre de Rouen und das Niedersächsische Blechbläserensemble zu imponierender niedersächsisch-normannischer Klanggewalt vereinten.

So beherzt und lautstark wurde vermutlich lange nicht mehr musiziert in der Neustädter Hof- und Stadtkirche. Aber Modest Mussorgskys „Bilder einer Ausstellung“ sind ja auch keine Kleinigkeit. Erst recht nicht in Elgar Howarth's populäre Blechbläserfassung, die die jugendlichen Musiker bis auf minimale Unschärfen souverän und mit Hingabe zum Leben erweckten: Dumpf und schwer rollte der „Bydlo“ (ein polnischer Ochsenkarren) vorüber, das „hühnerfüßige Haus der Hexe Baba Yaga“ wurde mit urwüchsiger Kraft hingezimmerd und das „Große Tor von Kiew“ tönte schließlich so gewaltig, dass man fast aus seine Trommelfelle bängen musste. Nur an das haarsträubende diffuse „Ballad der ungeschlüpften Küchlein“ traute sich das exzellente Ensemble leider nicht heran. Die alle Sätze miteinander verknüpfende „Promenade“ (und zudem Werke von Widor und Clérambault) intonierte Linonle Coulon, der fabelhafte Organist der Kathedrale von Rouen. Riesenjubel und nicht enden wollender Applaus.

Ein Mann für alle Fälle

Der Besserwisser: Sprachpfleger Bastian Sick liest im Theater am Aegi in Hannover

VON WIEBKE RAMM

Kennen Sie die Mehrzahl von „Wischmopp“? Heißt es „im Sommer jenes Jahres“ oder „im Sommer jenes Jahres“? Und erscheint eine Zeitung vierzehntägig oder vierzehntäglich? Es sind Fragen wie diese, die die Deutschen neuerdings in Scharen ins Theater und in die Konzertsäle locken. Verursacht hat diese Bildungsbewegung Bastian Sick, Autor des Bestsellers „Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod“ und mittlerweile beliebtester Deutschlehrer der Nation. Am Sonntag hat Sick im Theater am Aegi in Hannover Nachhilfe in deutscher Grammatik und Zeichensetzung gegeben. Vor ausverkauftem Haus.

Der Journalist schafft mehr als zwei Stunden lang, was Pädagogen oft nicht einmal für eine Dreiviertelstunde gelingt: Die Besucher im Theater am Aegi hängen an Sicks Lippen, während er über die Fallstricke der deutschen Sprache referiert und Unfälle aus den Bereichen Zeichensetzung und Beugung anhand von Dias präsentiert. Die Zu-

schauer juchzen, lachen und klatschen. Bei „Advents-Blasen rund ums Rathaus“ – einem Beispiel für ungewollte Wortkomik – klopft sich einer der Gäste, Bundesumweltminister Sigmar Gabriel, sogar vor Vergnügen auf die Schenkel.

Man muss sich das einmal klar machen: In Hannover und ganz Deutschland zahlen Tausende Menschen den Preis von annähernd drei Taschenbüchern, um sich aus einem Vorlesen zu lassen, das sie zumeist schon kennen. Warum? Zugegeben, Sick ist deutlich smarter als der deutsche Durchschnittslehrer. Groß, schlank, mit markanten Gesichtszügen steht der 41-Jährige in braunen Lederschuhen, gut sitzendem hellbraunen Anzug und weißem Hemd auf der Bühne, streicht sich die Haare aus dem Gesicht – und strahlt. Vielleicht liegt die Erklärung des Phänomens Sick in diesen leuchtenden Augen. Der Mann hat ganz offensichtlich Spaß an der Sprache und Spaß am Dozieren. Zum Beispiel darüber, dass es „Wischmopps“ (jetzt mit

doppeltem p) und „im Sommer jenes Jahres“ heißt und manche Zeitungen „vierzehntäglich“ erscheinen.

Sick genießt es, auf der Bühne zu stehen. Er genießt es so sehr, dass er nicht einmal davor zurückschreckt, ein Duett von Peter Alexander und Mireille Mathieu nachzusingen. „Hassan, der Hofhund“ ist der Titel des Liedes. Es klingt genauso, wie es heißt. Und wieder kann man nur staunen. Zu behaupten, Sick könne singen, wäre gelogen. Macht aber nichts. Das Publikum ist begeistert.

Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass die Menschen auf einen wie ihn gewartet haben – auf einen charmanteren Besserwisser, der sich selbst nicht zu ernst nimmt und eine Leidenschaft fürs niveauevolle Lästern hat.

Die „Große Bastian-Sick-Schau“ ist mit Sicherheit erst der Anfang seiner Bühnenkarriere. Wer mit deutscher Grammatik für volle Häuser sorgt, gehört nicht an den Schreibtisch einer Redaktion. Er gehört auf die Bühne. Selbst wenn er dort Mireille Mathieu imitiert.



Charmanter Besserwisser: Bastian Sick. Heusel